

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern Haupttext und ein illuminirtes Modenbild; monatlich weni g e n s zwei literarische Beilagen unter dem Titel: „Der Schmeckerling“ und m i n d e s t e n s eine besondere Kupferbeilage; dann außerordentliche Beilagen. — Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. E. M. — Man pränumerirt im Kommissionsamt in Wien, in F. Tomala's Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

V a r i e.

oder:

das Buch von Hundert und Einem.

1. Das Palais Royal.

(Beschluß.)

Die Spielsäle, die im Palais Royal noch bestehen und die leichtfertigen Schönen, die man daraus verwies, trugen vielleicht nicht wenig zu seinem Glanze bei, und mußten lange die Fremden anziehen, wenn auch nur aus Neugierde. Wie viele Unglückliche fallen noch bis auf diese Stunde als Opfer der verderblichsten aller Lokspeisen, einer Lokspeise, die das Budget gegen die Moral in Schutz nimmt! Es gibt im Palais Royal keine Waffenhändler, aber Lepage wohnt ganz in der Nähe. Oft kommt zu ihm ein verzweifelter Spieler, der seinen letzten Hoffnungsanker auf dem grünen Tisch zu wagen im Begriffe steht, um auf jeden Fall gefast zu sein, bevor er nach „Hundert dreizehn“ *) hinaufsteigt; entschlossen macht er nun seinen Einsatz, und ein bald darauf erfolgender Knall verkündigt der Nachbarschaft das Ende der Partie. Vorigen Winter war ich auf Besuch bei einem Freunde, der im Pa-

*) Die Nummer eines Spielsaals. Die Nummern der Spielsäle sind des Nachts transparent beleuchtet.

lais Royal wohnt; ein Pistolenschuß fiel, und ich schrak zusammen. »Sei ruhig,« sagte mein Freund, »es ist Nichts, wahrscheinlich ist nur der Urtheilspruch eines »Rouge ou Noir« vollzogen worden.« Ich öffnete das Fenster, und seine Vermuthung bestätigte sich. Ein junger Mensch, der aus einem Spielhause kam, war über das Gitter eines der Parterres gestiegen und hatte sich auf dem Rasen eine Kugel durch den Kopf geschossen.

Ich habe das Palais Royal unter dem Zauber der Beleuchtung geschildert, von der es jeden Abend übergossen ist; es ließe sich weniger von ihm sagen, wenn man es am nüchternen Morgen betritt, wo es den Schulknaben, den Kindern und Kindsmägden eingeräumt ist. Gegen zehn Uhr indeß fängt es bereits an, belebt zu werden. Die Zeitungsleser langen an und ziehen sich um jene kleinen Pavillons mit vergoldeten Dächern zusammen, in deren einem Versteckt sein Hauptquartier aufgeschlagen hat, von wo aus er jeden Augenblick von Neuem die Kunde macht, um Leser, die sich ein wenig zu weit seitab begeben haben, wenn er durch einen Seitenblick auf die Blätter in ihren Händen seinen Stempel erkennt, höflich zu ersuchen, sich mehr um seinen Kiosk zu konzentriren. Auch die Kaffehäuser füllen sich allmählig, während die Restaurationen, denen sie das Vorrecht des Dejeuners à la fourchette völlig aus der Hand gewunden haben, noch leer stehen. Bald durchstauern auch die Handlungsbienen und Geschäftsleute die Alleen nach allen Richtungen; schon deuten auch die müßigen Flaneurs und ein täglicher Auslauf von drei- oder vierhundert Personen nach einem bestimmten Punkte auf Mittag zu. Wollte Gott, daß die Kanonen der ganzen Welt den Feuerschlünden des Palais Royal gleichen, und daß ihr Krachen nie anderes Unheil angerichtet hätte, als das leise Zusammenschrecken der Ladenjungfern und einiger allzuempfindlichen Kaufmannsfrauen, die ungeachtet der langen Gewohnheit sich noch nicht des Schreckens entwöhnen konnten. Fünf Minuten ehe der Schuß erfolgt, haben die meisten hier stehenden Menschen ihre Uhr zur berichtigenden Vergleichung herausgezogen und wer keine hat, gukt auf die seines Nachbarn — ein Augenblick feierlicher Erwartung folgt — man scheint manchmal zu zweifeln, ob der Kanonier des Palais Royal seine Schuldigkeit thun werde. . . . Es kracht und alsbald richten die Einen ihren Uhrzeiger vor, oder rückwärts; Andere mit einem Ausdruck der Selbstzufriedenheit ergießen sich laut in Lob über ihren Uhrmacher; man geht und beeilt sich überall auf seinem Wege die offizielle Stunde mitzutheilen und die Gruppe würde sich ganz verlaufen, wenn nicht noch einige Maulaffenhändler

zurückblieben, die gekommen waren, um zu sehen wie sich die Sonne beim Entzünden des Pulvers benimmt, während noch einige andere Kostgänger Gottes sich eine Viertelstunde lang das Geschäft machen, Jedermann, der daherkommt, zu benachrichtigen, daß die Kanone bereits losgegangen ist. Es wäre überflüssig das Bierel zu bezeichnen, wo diese Kanone steht, natürlich kann es nirgends anders sein, als im Parterre des Apollo, da dieser Gott eben der Kanonier ist.

Ich kann nicht schließen, ohne noch zu bemerken, daß das Valais Royal stets der Mittelpunkt der politischen Volksbewegung war und auch stets bleiben muß — eine natürliche Folge seiner Lage und der Beschaffenheit seiner Einwohner. So empfiehlt sich der größte Theil seiner Kaffehäuser den Gästen durch eine oder die andere geschichtliche Erinnerung: wie das „Café Joy“ durch die Erinnerung an Camille Desmoulins, der mit so gewaltiger Kraft die Gemüther des Volkes entflammte; das „Café de Chartres“ durch die wilden Kämpfe zwischen den grünen und weißen Kofarden, und später der Gironde und das „Café Montansier“ durch die patriotischen Drgien der Hundert Tage, und die Rahe nach der Rückkehr von Gent; so das „Café Lemblin“ durch das immerwährende Zusammenströmen der liberalen Jugend und der ausgestoßenen Soldaten während der Restauration; endlich das „Café Valois“, das Allerheiligste der ewig von Vuder beschneiten Köpfe der alten Regierung.

Vor kurzem war ein Greis, der schon unter den Schweizergarden Ludwig XV gebient hatte, in der Hauptstadt angekommen, um Paris wieder zu sehen, das erstemal wieder zu sehen seit 1780; ich war sein Begleiter, und wir näherten uns dem Valais Royal. „So wollen wir denn gleich,“ sagte er, „unter dem Krakauer Baum,“ die Zeitungen lesen, es soll mich freuen, Nachrichten von den Polen zu hören, dort wo mein Herz vor sechzig Jahren schon für sie schlug.“ — Aber der Krakauer Baum war schon einige Jahre nach der Theilung Polens umgehauen worden, und mit ihm die Kastanienallee, die der Cardinal Richelieu nach der ganzen Länge des Gartens gepflanzt hatte; sie war die schönste von allen, und durch ihr breites Laubdach bemerkenswerth. Um diesen Baum versammelten sich damals die Leser des Courier de l'Europe oder der Lebdeners-Zeitung, fast die einzigen Journale jener Zeit, und mein guter Alter zeigte mir die Stelle dem Café Joy gegenüber. Nach andere Bäume breiteten hier ihre Zweige aus, unter denen man andere Zeitungen las.

Die Veränderungen in dem Bau des Valais Royal oder vielmehr der Masse von Gebäuden, aus denen es gebildet wird, würden

Stoff zu einer weitläufigen Geschichte geben; ich begnüge mich zu bemerken, daß es von zwei Baulünstlern, die aus einer und derselben Stadt gebürtig waren, angefangen und vollendet wurde, von dem Baumeister des Cardinals Richelieu, Jakob Lemercier, und dem Architekten des Hauses Orleans, Herrn Fontaine, beide aus Pontnoise. Wie oft schon hat man letztern und seinen königlichen Herren lebhaft auf den Dächern verhandeln sehen, oder auf einem Siebel, von wo der Fürst schwerlich gewünscht haben würde herab zu spazieren. Uebrigens will ich, um gewisse Leser zufrieden zu stellen, hier nur noch in Kürze die Einwohner dieses Palastes seit der Erbauung desselben anführen; diese waren nach dem Cardinal Richelieu, der es unter dem Namen „Palais Cardinal“ fortsetzen ließ, Anna von Oesterreich, Ludwig XIV. Mutter, die damals fünf Jahre alt war und eines Tags in das Bassin des kleinen Gartens fiel, der Jardin des princes genannt wurde; nach ihr bezog das Palais Henriette von England; dann Philipp von Orleans, der Stammvater der Linie dieses Zweiges und Bruder Ludwigs XIV.; dann Philipp der Regent während Ludwigs XV. Minderjährigkeit, Ludwig Herzog von Orleans sein Sohn; dann Ludwig Philipp, und bei dem Ausbruche der französischen Revolution Ludwig Philipp Joseph, jener der Großvater, dieser der Vater des gegenwärtigen Bürgerkönigs. Während der Republik hatte ihn das Tribunal inne; unter dem Kaiserreich wußte man nicht was damit anzufangen, und die Börse und das Handelstribunal, deren unzertrennlicher Satellit, wurden vorläufig ins Erdgeschos der großen Stiege gegenüber eingewiesen, während man die beiden schönsten Gebäude der modernen Architektur errichtete. Nach der Rückkehr der Bourbonen nahm die Familie Orleans wieder Besitz von dem Palais Royal, das ihre Apanage ausmachte; während der hundert Tage bezog es Lucian, und nachdem es zuletzt fünfzehn Jahre der Restauration hindurch der Seitenlinie des Hauses Bourbon zum Aufenthalte gedient hatte, blieb es anderthalb Jahre die vorläufige Wohnung des einfachen Bürgerkönigthums. Allein ein Thron zwischen Waarenlagern schien denselben allzu sehr zu verdunkeln, und den Geschäfts- und Nichtgeschäftsleuten war es höchlich unbequem auf ihrem Weg einen König zu finden.

Ludwig Philipp hat seitdem bekanntlich die Tuilerien bezogen, wo noch kein Glücklicher gewohnt.

Ein Wort über die Musik der Ungarn.

Von Karl Saldamus.

Der elegische Schmerz, der in der Musik der Ungarn vorwaltet, bleibt für den Fremden eine auffallende Erscheinung. Man weiß sich's nicht zu erklären, wie das weiche Weh und die zarte Klage zu dem Kühnen Schwerdte kommen. Man erwartet lyrischen Troz und findet den anmuthigen Schmerz duftender Wehmuth.

Man kann sich sogar des Gedanken einer Monotonie nicht erwehren, denn überall schimmert die Klage und der verhaltene Seelenschmerz hervor. Die Geschichte Ungarns und der Charakter der Ungarn können diese Erscheinung allein erklären.

Ungarns Geschichte ist mit Blut gedüngt. Die Wahlstatt ward, wenn auch der Sieg seine Fahnen aufpflanzte, mit Thränen kethaut. Die Triumphy der Magyaren riefen den Schmerz herbei. Der Ruhm wurde zu einem Leidtragenden. Um seinen rüstigen und siegreichen Arm wand sich der Trauerflor. Der Stamm von Luntor und die Schlacht bei Mugeburg begruben der werthen Todten viele. Der Trost, den der trozige Muth darbot, reichte nicht aus. Er weckte ja die theuren Erschlagenen nicht wieder. Niederlagen, wie sie die Ungarn bei Mohacs erlebten, bedekten das sonst so heitere Land mit einem Leichentuche. So wurde der Schmerz in dem Herzen des Magyaren zu einem stehenden Thränenhälter, auf dem der kühne Muth schwanenartig seinen Umzug hält. — Die Erinnerung ließ den Thränenhälter nie austrocknen. Wenn das Schwerdt sich in dem klaren Wasserpiegel erblickte, so trat ganz unwillkürlich die Wehmuth der stolzen Waffe, und hielt ihr ernstlich ein Memento mori vor.

Der Charakter des Ungarn ist feierlich und erst, man kann ihn sogar mitunter monolog nennen. Diese Monologie hat jedoch etwas Großartiges.

Die Einschnitte, die seine Geschichte in der früheren Zeit erlitt, als noch der Halbmond gegen das heilige Kreuz kämpfte, bluteten lange nach und ließen in dem Gesichte des ungarischen National-Charakters eine Blässe zurück, die unverkennbar den Stempel ernster Melancholie an sich trug. Die Ereignisse haben den klaren Horizont Ungarns mehr als einmal eingedüstert, und diesem schönen Reiche den Anstrich einer schottischen Landschaft gegeben. Ossian's Helden sind kühn und erhaben, dessenungeachtet aber weicht selten der Schmerz von ihrer Seite. Auch Ossian's Lieder sind in stille

Wesmuth getaucht, das Monologische bricht überall hervor, allein diese Monologie greift in das großartige dramatische Krieglleben nie störend ein. Die Musik des Hochlandes hat gewisse stehende Töne, gewisse stereotype Akkorde, die sich alle dem zarten, aber tiefen Seelenschmerz zuneigen, die man aber gern hört, bei denen man mitweint, unter dem Weinen aber doch nach dem muthigen Entschlusse sich umsieht, der als ein St. Johannes am Jordan stehend, Gedanken und Gefühlen die Weihe ertheilt.

Die Parallele zwischen der hochländischen und ungarischen Musik ließe sich noch weiter ausführen. Man würde jedoch den Unterschied zwischen Melodie und Harmonie genau zerlegen, man würde sich auch dabei über die Musik der Alten, die mehr melodisch als harmonisch war, ergeben, und sich tief in das Gebiet der Tonkunst verfeigern müssen, was außer den Grenzen dieser aphoristischen Betrachtung liegt. Es genügt uns, hier in den Ossian'schen Klängen, in der hochländischen Musik ein Simile aufgestellt zu haben, das auch durch die Geschichte des Hochlandes seine Erklärung erhält. Die Historien Schottlands waren Anfangs eine Wahlstatt, die späterhin zu einem großen Friedhofe wurden. Auf Friedhöfen wohnt der stille Schmerz. Der Geschichtskundige wird uns verstehen, der bloß schöngeistiger Leser kann Walter Scott's vielgelesene Romane nachschlagen. Die Dichtung wandert hier Hand in Hand mit der Geschichte.

Der dunkle Hintergrund, den der Verfasser des Waverley seinen Romanen gegeben hat, ist kein Phantaststück. Wenn sich der schwermüthige Ernst in dem Charakter eines Volkes historisch festgesetzt hat, so weicht er nie wieder daraus. Die Musik wird seine Dolmetscherin. Der Nachhall schmerzlicher, wenn auch großartiger Erinnerungen, gibt den Tönen einen düstern Klang, er bricht, wenn gleich Glück und Freude neben ihm wohnen und die Gegenwart unter Segen und Lust ihm Nester bauet, elegischer aus Saiten und Tasten hervor. Dies ist der Fall bei den edlen Magyaren, die unter den glücklichsten Verhältnissen, unter der segensreichsten Regierung die Trauer von Mohacs und was dem ähnlich, noch nicht vergessen können und nie vergessen werden,

Der Ausländer wird nicht müde, ihre weichen, zarten Tonweisen zu bewundern, und das in so vieler Hinsicht ganz originelle Volk ist auch in Hinsicht seiner Musik rein eigenthümlich.

Mag es immer diese schöne Eigenthümlichkeit bewahren! Wenn der Epos, der echte Repräsentant der ungarischen Poesie als Sieger verwundet heimkehrt, so ziemt es der Stelgie der Barmherzigen

Schwester des Helbenteliebes, des tapfern Bruders Leib zu stillen.
Fällt der Kühne im Kampfe für König und Vaterland, so weint sie
still an seinem Grabe. Betrachtet man die ungarische Tonkunst aus
diesem Standpunkte, so wird man sie begreifen.

S i p e r b e l.

Die Liebe sollt' ein Regen sein,
Das würde mir behagen,
Und jeder Tropfen sollt' 'nen Kus
In seinem Herzen tragen.

Und wär' die Liebe nur recht groß,
So würde sie zum Meere,
In dem ich selbst, ich feiner Hecht,
Nach Herzenslust gern wäre.

Ich würd' den ganzen Tag nichts thun,
Als lauter — Wasser trinken,
Und von den nassen Küßen dann
Berauscht zu Boden sinken.

Heinrich Abami.

Der Modenkourier. Nr. 3.

(Paris, den 20. Januar 1832.)

1. Manchmal ist es mehr die Einfachheit als die Eleganz, die sich in der Mode bemerklich macht. Der Geschmal findet sich nicht immer in dem Reichthum der Verzierungen. Diese Woche bildete eine sehr ausgezeichnete Dame in einem unserer größten Salons ihren Ballkopfschmuck aus einer Guirlande natürlicher Blumen. Ihre Frisur war unbezweifelt von kurzer Dauer; aber die Erfindung war scharmant und eine herrliche Idee. Diese Blumen wurden im Augenblick des Ausgehens zu einer Guirlande geflochten, und es erforderte sehr viel Mühe, um ihnen die angemessene Form zu verleihen. Jeder Stiel mußte besonders durch ein Laiton befestigt werden, damit sie sich aufrecht halten und in die Haare mischen können. Die Guirlande, welche wir anführen, war eine Jardinière, welche die in dieser Jahreszeit seltensten Blumen in sich vereinigte; sie wurden volle zwei Stunden getragen, ohne zu verwelken. Dieser Umstand erinnert an eine Mode, die vor ungefähr fünfzig Jahren existierte. Die Damen trugen damals auf dem Kopfe natürliche Blumen; um sie aber lange frisch zu erhalten, hatten sie unter den Haarflechten kleine mit Wasser gefüllte Vasen verborgen, in welche sie die Bouquets stellten. Bemerklich muß werden, daß man damals bloß Menuets tanzte und daß man Verbeugungen machte, ohne den Körper zu be-

wegen. (Unsere Walzer und Galopps lassen sich freilich mit solchen Wasserkrüpfen nicht vereinen).

2. In der vergangenen Woche gab es viele Privatbälle, aber es war nichts Außerordentliches in der Mode zu bemerken. Die drapirten Leibchen sind immer sehr zahlreich. Die Kleider sind am Halse viereckig ausgeschnitten und fallen tief auf die Schultern. Die kurzen Ärmel sind mit Bandschleifen oder mit einer Doppelbausche geziert. Die kleine Chemisette mit valenciennner Spitzen garnirt, welche den Umfang des Leibchens überschreiten, ist unumgänglich nothwendig.

3. Wir haben Sammetkleider mit kleinen Goldstickeren ober dem Saume gesehen; die Turbans stehen sehr gut zu diesem Anzuge.

4. Die Turbans à la Moabite, welche sehr ausgezeichnet sind und sehr vortheilhaft zu schönen Gestalten stehen, werden sehr häufig getragen.

5. In den großen Theatern bemerkt man Damen mit Blondsptzen koeffürt, die en Fanchon gebunden sind.

6. Auf dem Balle der Frau v. G. trugen deren drei Töchter Kleider von weißem Krepp. Auf dem Vordertheil des Rockes waren drei rosenrothe Atlasländer angebracht, welche von der Binde ausgingen und ober dem Knie durch eine Schleife, deren Enden bis unter dem Saume flatterten, festgehalten wurden. Auf den Ärmeln waren Schleifen mit vier Enden, welche die Bausche in vier Seiten theilten und welche sich unten durch eine zweite Schleife, deren Enden bis zum Ellenbogen fallen, vereinigten. Alle drei waren auf einerlei Art koeffürt. Löten auf den Schläfen; eine Kranzflechte und eine Rose auf der Seite.

7. Man erstaunt über die große Anzahl von Chalykideern, welche man bei Soireen bemerkt. Dieses Gewebe ist in der That eine Erfindung, welche Epoche machen wird. Man trägt es mit kurzen Ärmeln, mit Blondeärmeln, mit oder ohne Mantille; endlich verwendet man es zu jedem Gebrauch; es handelt sich nur darum, die besten Dessins heranzuführen.

8. Auf Bällen bemerkt man häufig Kleider von gelber Farbe. Die Stoffe von Seide, Gaze oder Krepp von dieser Schattirung stehen sehr gut mit einer Garnirung von schwarzem Gagalb.

9. Die Schärpen werden bei Soireen entschieden den Boas vorgezogen. Man sieht überdies viele von weißer Gaze.

10. Die Muffen sind gegenwärtig so zahlreich, daß die Schönheit des Pelzwerks sie allein auszeichnet. Warder bleibt stets das ausgewählteste.

11. Der Ball, welcher lezthin in der Tuilerien gegeben wurde, war einzig in seiner Art. Der Glanz an Geschmeide war wahrhaft verblüend. Die Damen waren meistens in den Haaren koeffürt. Die Herren waren größtentheils einfach gekleidet, theils in Nationalgarde-Uniform, theils in gestickten Fracks. Am glänzendsten war der Sohn des öster. Gesandten, Gr. A p p o n y, gekleidet.

12. Die Herrenmäntel haben heuer wenig Veränderung gegen das vorigen Jahr erfahren.

Außerordentliche Beilage. Nr. 1.

Masken für den Karneval.

Beilage: „Der Schmetterling.“ Nr. 3.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

aspekt.
es war
en sind
en und
en oder
Spi.
änglich
Sau.
id sehe
loef.
r von
Atlas.
durch
wur-
aufste
deren
i Art
Seite.
man
welche
keln,
han-
Die
t mit
ogen
des
nig
Da-
wells.
idet.
vori-



Beilage zum Spiegel

N^o 1

1832